Mary Simses

Der Sommer der Blaubeeren

Mary Simses

Der Sommer der Blaubeeren

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Carolin Müller

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Irresistible Blueberry Bakeshop & Café«
bei Little, Brown and Company, New York.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Mary Simses
This edition published by arrangement with Little, Brown and Company,
New York, New York, USA. All rights reserved.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Redaktion: Ivana Marinovic
Das Gedicht »Mending Wall« von Robert Frost
wird auf den Seiten 137 und 268 zitiert
nach der deutschen Übersetzung »Beim Mauerflicken«
von Dieter F. Zimmer, erschienen in einem Band
mit Gedichten von Robert Frost, herausgegeben von Eva Hesse,
Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, 1963.
ES · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-38217-0

www.blanvalet.de

Für Bob und Morgan,
und in Erinnerung an Ann und John

1

Eine kalte Begrüßung

»Stehen bleiben, das ist gefährlich!«

Ich hörte jemanden schreien, aber es war zu spät. Die Holzplanken des Piers bogen sich erst unter mir und gaben dann nach. Bretter splitterten, morsches Holz brach, und ich stürzte drei Meter tief in den eisigen Golf von Maine.

Vielleicht hätte ich den Mann, der mir die Warnung zurief, auf den Kai laufen sehen können. Wenn ich mich bloß etwas nach rechts gedreht hätte, hätte ich bemerkt, wie er wild mit den Armen winkend über den Strand zum Pier gerannt kam. Aber ich hatte den Sucher meiner Nikon-Kamera ans Auge gepresst und zoomte gerade etwas jenseits des Wassers heran – die Statue einer Frau in einem vom Wind gebauschten Kleid, die einen Korb voller Trauben trug.

Noch während ich mich mit rudernden Armen, pochendem Herzen und vor Kälte klappernden Zähnen wieder nach oben kämpfte, merkte ich, dass ich abtrieb, und zwar ziemlich schnell. Eine starke, mächtige Strömung wirbelte mich herum und zog mich fort vom Kai. Ich kam hustend an die Oberfläche, das Meer um mich herum schäumte aufgewühlt und voller Sand. Ich trieb noch immer ab,

bewegte mich weg vom Pier und dem Strand, Wellen schwappten über mir zusammen, füllten meinen Mund und meine Nase mit Salzwasser. Ich spürte, wie meine Arme und Beine allmählich taub wurden, ich konnte nicht aufhören zu zittern. Wie konnte das Meer Ende Juni bloß so kalt sein?

Ich versuchte, gegen die Strömung anzuschwimmen, legte meine besten Kraulkünste an den Tag, trat so fest ich konnte und schob das Wasser weg, bis meine Gliedmaßen schmerzten. Doch ich driftete weiter in tieferes Gewässer ab, die Strömung war noch immer zu stark.

Du warst eine gute Schwimmerin, als du noch in Exeter warst, versuchte ich, mir selbst Mut zuzureden. *Du kannst es ans Ufer schaffen.* Die kleine Stimme in meinem Kopf wollte zuversichtlich klingen, aber es gelang ihr nicht. Panik durchfuhr mich bis in meine Fingerspitzen und Zehen. Etwas hatte sich in den Jahren, die dazwischen lagen, verändert. Zu viel Zeit, die ich sitzend an einem Schreibtisch verbracht und mich um juristische Schriftstücke und Erwerbsverträge gekümmert hatte, Zeit, in der ich offenbar nicht den Schmetterlingsstil trainiert hatte.

Plötzlich ließ die Strömung, die mich erfasst hatte, abrupt nach. Ich war umgeben von schwarzen Wassermassen mit weißen Schaumkämmen. Vor mir erstreckte sich das offene Meer, dunkel und unendlich. Ich drehte mich um, und zuerst konnte ich nichts anderes als noch mehr Wasserhügel erkennen. Dann schaukelte ich auf einem Wellenkamm hoch, und der Strand mit dem Pier tauchte auf, weit weg und winzig. Ich fing wieder an zu kraulen, nahm Kurs Richtung Ufer – schnaufte, ruderte, schnaufte,

ruderte. Es war schrecklich anstrengend und meine Beine fühlten sich so schwer an. Sie wollten nicht mehr weiterstrampeln. Sie waren einfach zu müde.

Ich hörte auf und trieb auf der Stelle, meine Arme waren so erschöpft, ich hätte weinen können. Ich spürte einen brennenden Schmerz am Kinn, und als ich mein Gesicht berührte, hatte ich Blut am Finger. Ich hatte mich an irgendetwas geschnitten, vermutlich beim Sturz.

Der Sturz. Ich wusste nicht einmal, wie es hatte passieren können. Ich wollte bloß die Stadt vom Wasser aus sehen, so wie Gran, meine Großmutter, sie gesehen haben musste, als sie hier in den 40er-Jahren aufgewachsen war. Also war ich über den Strand gelaufen, hatte ein Gatter geöffnet und den alten Bootsanlegesteg betreten. Einige Planken fehlten, und Teile des Geländers waren weggebrochen, aber alles schien in Ordnung, bis ich auf ein Brett trat, das sich etwas zu weich anfühlte. Ich konnte den freien Fall fast noch einmal spüren.

Eine Welle schwappte mir ins Gesicht und ich bekam den Mund voll Wasser. Ich spürte, wie sich die Nikon verdrehte und gegen meine Brust stieß, und mir wurde bewusst, dass sie noch immer an meinem Hals hing, wie ein Stein, der mich hinunterzog. Die Kamera würde nie mehr funktionieren. Das wusste ich. Mit zitternden Händen zog ich mir den Riemen des Fotoapparats über den Kopf.

Ich musste an meinen letzten Geburtstag denken – Abendessen im *May Fair Hotel* in London, mein Verlobter, Hayden, wie er mir eine in Silberpapier verpackte Schachtel und eine Karte reicht. »Glückwunsch zum fünfunddreißigsten, Ellen – ich hoffe, das wird deinem

Wahnsinnstalent gerecht.« In der Schachtel befand sich die Nikon.

Ich öffnete die Hand und ließ den Riemen durch meine Finger gleiten. Ich sah zu, wie die Kamera in die Finsternis hinabsank, und spürte, wie es mir das Herz brach, wenn ich mir nur vorstellte, wie sie am Meeresgrund lag.

Und dann kam mir der Gedanke, dass ich es nicht zurück schaffen würde. Dass es einfach zu kalt und ich zu müde war. Ich schloss die Augen und ließ mich von der Dunkelheit einhüllen. Um mich herum hörte ich nichts als das Rauschen des Meeres. Ich dachte an meine Mutter und wie schrecklich es wäre, sie nie wiederzusehen. Wie würde sie zwei Todesfälle in knapp einer Woche verkraften – erst meine Großmutter und dann ich?

Ich dachte an Hayden und wie ich ihm noch heute Morgen, bevor ich aufbrach, versichert hatte, dass ich bloß eine, höchstens zwei Nächte in Beacon bleiben würde. Und wie er mich gebeten hatte, eine Woche zu warten, damit er mich begleiten könne. Ich hatte Nein gesagt, es sei bloß ein Kurztrip. Keine große Sache. *Heute ist Dienstag*, rief ich mir meine Worte in Erinnerung, *ich bin morgen wieder in Manhattan*. Und jetzt, nur drei Monate vor unserer Hochzeit, würde er erfahren, dass ich nicht mehr zurückkomme.

Ich spürte, wie ich mich aufgab, ich überließ mich dem Wasser, und es fühlte sich ruhig an, so friedlich. Ein Bild meiner Großmutter in ihrem Rosengarten huschte mir durch den Kopf. Sie lächelte mich an.

Erschrocken öffnete ich die Augen. Durch die dunklen Berge des sich auftürmenden Wassers konnte ich den Pier sehen und an dessen Ende war etwas – nein, jemand. Ich

sah zu, wie ein Mann ins Wasser sprang. Er tauchte wieder auf und fing in beachtlichem Tempo an, in meine Richtung zu kraulen. Ich konnte seine Arme aus dem Wasser schnellen sehen.

Er kommt, um mich zu holen, dachte ich. *Gott sei Dank, er kommt mich holen. Noch jemand ist hier draußen, und er wird mir helfen.* In meiner Brust fühlte ich plötzlich eine Wärme aufsteigen. Ich zwang meine Beine, stärker zu strampeln, und es kam wieder Leben in meine Muskeln. Ich streckte den Arm hoch und versuchte, meinem Retter ein Zeichen zu geben, damit er mich besser sehen konnte.

Ich sah zu, wie er näher kam, und meine Zähne klapperten so heftig, dass ich kaum noch atmen konnte. Ich glaube nicht, dass ich jemals zuvor so einen starken Schwimmer gesehen hatte. Die Wellen schienen ihm eher lästig. Endlich war er nah genug, damit ich ihn hören konnte. »Halt durch!«, schrie er, sein Atem ging heftig, sein Gesicht war gerötet, seine dunklen Haare klebten ihm nass am Kopf. Als er mich erreichte, hatten meine Beine bereits versagt, und ich trieb auf dem Rücken.

»Ich bring dich zurück!«, rief er. Er holte ein paarmal Luft. »Tu einfach, was ich dir sage, und klammer dich nicht an mich, sonst gehen wir beide unter.«

Ich war nicht so dumm, mich an ihn zu hängen, obwohl mir nie bewusst gewesen war, wie leicht ein ertrinkender Mensch diesen Fehler machen konnte. Ich nickte, um ihn wissen zu lassen, dass ich verstanden hatte, und wir blickten einander, auf der Stelle treibend, an. Alles, was ich sah, waren seine Augen. Er hatte unglaublich blaue Augen – hellblau, fast eisblau wie Aquamarine.

Und dann war mir das alles trotz meiner Erschöpfung ganz plötzlich unangenehm. Ich war noch nie gut darin gewesen, Hilfe von anderen anzunehmen, und einer seltsamen Regel der umgekehrten Proportionalität folgend, war es für mich umso unangenehmer, Hilfe anzunehmen, je extremer die Situation war. Meine Mutter würde sagen, es liege an unserer guten alten Yankee-Abstammung. Hayden würde sagen, es sei bloß törichter Stolz.

Alles, was ich wusste, war, dass ich mich in diesem Moment wie eine Idiotin fühlte. Eine Jungfrau in Nöten, die auf einem Steg einbricht, abtreibt und es nicht mehr ans Ufer schafft, nicht in der Lage ist, auf sich selbst aufzupassen.

»Ich kann selber … zurückschwimmen!«, rief ich mit zitternden Lippen. »Neben dir schwimmen«, fügte ich hinzu, meine Beine fühlten sich an wie Betonklötze.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein. Keine gute Idee. Brandungsrückströme.«

»Ich war … im Schwimmteam«, bekam ich heraus, während wir von einer Woge angehoben wurden. Meine Stimme klang krächzend. »Privatschule.« Ich hustete. »Exeter. Wir haben es … bis zu den Landesmeisterschaften geschafft.«

Er war jetzt so nah, dass sein Arm meine Beine streifte. »Ich übernehm jetzt das Schwimmen.« Er atmete tief durch. »Du machst, was ich sage. Mein Name ist Roy.«

»Ich bin Ellen«, stieß ich atemlos hervor.

»Ellen, du legst deine Hände an meine Schultern.«

Er hatte breite Schultern. Die Art von Schultern, die aussahen, als kämen sie von echter Arbeit, nicht vom Fitnesstraining. Er blinzelte, als er mich ansah.

Nein, das mache ich nicht, dachte ich, als ich mit meinen tauben Händen weiter durchs Wasser pflügte. Ich schwimme selbst an Land. Jetzt, wo ich weiß, dass jemand bei mir ist, kann ich es schaffen. »Danke, aber ich komm klar, wenn ich nur …«

»Hände auf meine Schultern«, sagte er mit erhobener Stimme. Diesmal war es keine Option.

Ich griff nach seinen Schultern.

»Jetzt leg dich zurück. Halt die Arme gestreckt. Breite die Beine aus und bleib so. Ich übernehme das Schwimmen.«

Ich kannte dieses Manöver, Ziehen eines erschöpften Schwimmers, aber ich war noch nie selbst der erschöpfte Schwimmer gewesen. Ich lehnte mich zurück, meine Haare breiteten sich wie ein Fächer um meinen Kopf herum aus. Ich spürte einen lauwarmen Fleck Sonne auf meinem Gesicht. Wir schaukelten mit den Wellen, unsere Körper trieben schwebend über die Wellenkämme hinweg.

Roy schob sich im Wasser über mich, und ich schlang seinen Anweisungen folgend meine Beine um seine Hüften. Er schwamm in Brustlage mit dem Kopf über Wasser los, und ich entspannte mich langsam, während ich mich tragen ließ. Ich schloss die Augen und spürte, wie sich unter seinem Hemd die Muskeln bei jedem Zug anspannten. Seine Beine waren lang und muskulös und schlugen kraftvoll zwischen meinen Beinen. Seine Haut roch nach Salz und Seetang.

Ich hörte seine Bewegungen, die durchs Wasser schnitten, und spürte die Wärme seines Körpers. Ich öffnete die Augen und sah, dass wir uns parallel zum Ufer beweg-

ten. Ich verstand, was passiert war. Ich war tatsächlich von einem Brandungsrückstrom erfasst worden und hatte das in meiner Panik nicht begriffen. Und deshalb hatte ich auch nicht die wichtigste Regel im Falle von derartigen Strömungen beachtet – nicht dagegen anzukämpfen, sondern parallel zum Ufer zu schwimmen, bis man aus der Strömung ist, und dann erst zurückzuschwimmen.

Bald darauf drehten wir Richtung Strand. Flüchtig sah ich ein paar Menschen am Ufer stehen. *Wir haben's gleich geschafft,* dachte ich, überwältigt vor Erleichterung. Ich konnte es nicht erwarten, wieder Boden unter den Füßen zu spüren, zu wissen, dass ich nicht mehr alleine in der Dunkelheit trieb.

Als das Wasser flach genug war, dass Roy stehen konnte, zog er mich hoch und stützte mich, indem er seine Arme um meinen Rücken legte. Er atmete schwer. Angesichts der Höhe, in der mein Kopf an seiner Brust lehnte, konnte ich schätzen, dass er mindestens eins fünfundachtzig war, gut zwanzig Zentimeter größer als ich.

»Hier kannst du stehen«, sagte er, und Wasser tropfte aus seinem Haar.

Ich löste mich sanft von ihm und nahm seine Hände, als er sie mir hinhielt. Ich setzte meine Füße ab und stand in dem brusthohen Wasser. Ich fühlte mich wie im Himmel, als ich den Sand unter mir spürte und wieder auf festem Boden verankert war. Hinter mir wogte noch immer das Meer und wälzte dunkel heran, aber nur ein paar Schritte vor mir leuchtete der Strand wie ein neues Versprechen in der Spätnachmittagssonne. Ich spürte, wie sich meine Muskeln entspannten, und einen Moment lang war

mir nicht einmal mehr kalt. Ich spürte bloß den Kitzel der Verbindung mit der Welt um mich herum. *Ich bin noch da,* dachte ich. *Ich bin in Sicherheit. Ich lebe.*

Ein Schwindel erfasste mich, und ich musste lachen. Ich ließ Roys Hand los und fing an, mich im Kreis zu drehen, eine benommene Ballerina im Wasser. Ich lachte und wirbelte herum und schwenkte die Arme. Roy sah mir verdutzt zu. Ich fragte mich, ob er wohl dachte, ich hätte den Verstand verloren. Und wenn schon, es war mir gleich. Ich war aus dem Abgrund des offenen Meeres wieder auf festen Boden zurückgekehrt, und es gab nichts auf der Welt, was sich so gut anfühlte wie dieser eine Moment.

Ich trat näher an Roy heran und blickte ihm in die Augen. Dann schlang ich meine Arme um seinen Hals und küsste ihn. Ein Kuss dafür, dass er mir das Leben gerettet hatte – ein Kuss, der von einem Ort in mir kam, von dem ich gar nicht gewusst hatte, dass er existierte. Und er erwiderte meinen Kuss. Seine warmen Lippen schmeckten wie das Meer, seine Arme, stark und verlässlich, hielten mich fest, als drohten wir beide zu ertrinken. Ich wollte nichts mehr, als mich in diese Umarmung zu stürzen. Und dann wurde mir bewusst, was ich da tat, und ich wich schnell zurück.

»Tut mir leid«, sagte ich atemlos. Plötzlich wurden mir auch all die Leute bewusst, die uns beobachteten. »Ich … ich muss los.« Ich drehte mich um und watete so schnell ich konnte durch das Wasser zum Strand. Ich zitterte, meine Klamotten waren pitschnass, meine Augen brannten vom Salz, und die Verlegenheit, die ich ein paar Augenblicke zuvor verspürt hatte, war nichts gegen das. Ich

wusste nicht, was über mich gekommen war, was in mich gefahren war, ihn zu küssen.

»Ellen, warte einen Moment!«, rief Roy, während er mich einholte. Er versuchte, meine Hand zu nehmen, aber ich wich ihm aus und stapfte weiter durchs Wasser. Tu so, als wäre nichts geschehen, dachte ich. Es ist nie passiert.

Zwei Männer in Jeans kamen vom Strand aus auf uns zugerannt. Der eine trug ein gelbes T-Shirt. Der andere hatte eine Red-Sox-Baseballmütze auf dem Kopf und einen Werkzeuggürtel um die Hüfte gebunden, mit einer Wasserwaage daran, die beim Laufen hin und her schwang.

»Roy, alles klar? Ist sie okay?«, fragte der Mann mit dem gelben T-Shirt und half mir ans Ufer.

»Ich denke, sie ist okay«, erwiderte Roy, als er aus dem Wasser gewatet kam, die Jeans klebte an seinen Beinen.

Der Red-Sox-Typ legte den Arm um mich, bis ich auf dem Sand stand. »Alles okay mit Ihnen?«

Ich versuchte zu nicken, aber ich zitterte so heftig, ich glaube nicht, dass sich mein Kopf bewegte. »Kalt«, ächzte ich, meine Zähne klapperten.

Ein stämmiger Mann mit Bart und stoppeligen Haaren kam auf mich zu. Auch er trug einen Werkzeuggürtel und hatte eine braune Lederjacke in der Hand. Er legte sie mir um die Schultern und machte den Reißverschluss vorne zu. Das Innenfutter fühlte sich dick und kuschelig an, wie eine Fleecedecke. Ich war froh um das wärmende Gefühl.

Der gelbe T-Shirt-Mann fragte: »Möchten Sie, dass ich einen Krankenwagen rufe? Dass man Sie ins Krankenhaus nach Calvert bringt oder so? Sie wären bestimmt gleich hier.«

Ich hatte keine Ahnung, wo Calvert war, aber das Letzte, was ich wollte, war in ein Krankenhaus eingewiesen zu werden, wo das Personal vermutlich meine Mutter anrufen würde (nicht gut) und Hayden (noch schlimmer).

»Bitte«, sagte ich zitternd, »ich will bloß hier weg.«

Roy kam rüber und stellte sich neben mich. »Ich fahr dich heim.«

Oh nein, dachte ich und spürte, wie meine Wangen vor Verlegenheit rot anliefen. *Jemand anderes muss mich heimbringen. Ich kann nicht mit ihm fahren.* Ich sah die anderen Männer an, aber keiner machte Anstalten, mich zu begleiten.

»Komm«, sagte Roy und berührte meine Schulter.

Ich marschierte zügig über den Sand los. Er schloss auf und ging dann schweigend voran. Wir gingen bis zum Kai am anderen Ende des Strandes, wo gerade ein Haus gebaut wurde. Drei Männer befanden sich auf dem Dach und hämmerten Schindeln fest. Ich folgte Roy zu einem matschigen Parkplatz vor dem Haus, und er öffnete die Tür eines blauen Ford Pick-ups.

»Sorry für das Durcheinander«, meinte er, als er eine Werkzeugkiste, ein Maßband, eine Wasserwaage und ein paar Bleistifte vom Vordersitz räumte. »Schreinerwerkzeug.« Wasser troff aus meiner Kleidung, als ich auf dem Sitz Platz nahm, und eine Pfütze bildete sich auf der Gummimatte unter mir. Ich sah auf meine Füße hinunter, die von einer feinen Sandschicht bedeckt waren.

»Ich weiß nicht, was da draußen passiert ist«, sagte ich fast flüsternd. »In der einen Sekunde stand ich noch auf dem Pier und in der nächsten …« Mich fröstelte, und ich schlug den Jackenkragen hoch.

Roy drehte den Zündschlüssel um, der Motor keuchte und knatterte, dann sprang er an. »Du bist nicht von hier, oder?«, fragte er. Die Anzeigen auf dem Armaturenbrett lebten auf und das Radio leuchtete in warmem, gelbem Licht.

Ich schüttelte den Kopf und murmelte: »Nein.«

»Die Brandungsrückströme können hier ziemlich heftig sein«, erklärte Roy. »Und der Pier ist in keinem guten Zustand. Ein Glück, dass ich dich gesehen habe.«

Ich schloss die Augen gegen die aufflackernde Erinnerung an die Strömung und den Pier, aber mehr noch gegen die Erinnerung an den Kuss. Ein Bild von Hayden kam mir in den Sinn – sein warmes Lächeln, die blonde Locke, die ihm immer in die Stirn fiel, das kleine Zwinkern, das er mir zuwarf, wenn ihm etwas gefiel, seine sanften braunen Augen, seine *vertrauensvollen* Augen … Ich könnte ihm niemals sagen, was passiert ist.

»Ja, ein Glück«, sagte ich.

Roy sah mich an, und mir fiel auf, dass er ein paar winzige Falten an der Stirn hatte. Seine Augenbrauen waren dunkel, aber mit ein paar grauen Härchen.

»Danke«, sagte ich. »Dass du mich gerettet hast.«

Er warf einen Blick nach hinten und legte den Rückwärtsgang ein. »Klar.« Er nickte, schaltete wieder in den ersten Gang und hielt dann am Ende des Parkplatzes an der Straße. Wir warteten, bis einige Autos vorbeigefahren waren. Er klopfte mit den Fingern aufs Lenkrad.

»Du warst wirklich gut da draußen. Wo hast du so gut schwimmen gelernt?«, begann ich nach einer peinlichen Pause.

Roy zog die Augenbrauen hoch. »Das ist ja ein ziemliches Kompliment von jemandem, der … wo bist du noch mal geschwommen? Bei den Landesmeisterschaften?«

Ich wusste, dass das ein Witz sein musste, aber sein Gesicht verriet keine Spur eines Lächelns.

»Ach … ja, na ja, das ist eine Weile her«, erwiderte ich, während ich zusah, wie ihm Wasserperlen aus dem Haar aufs Hemd tropften.

Sein Haar war dicht und dunkel und wellig, mit ein paar grauen Strähnen, die seine Gesamterscheinung noch verbesserten. Ich fragte mich unwillkürlich, wie er wohl in einem Anzug aussähe.

»Also … warst du mal Rettungsschwimmer?«, fragte ich.

Er bog auf die Straße. »Nein.«

»Wo hast du's dann gelernt?«

»Einfach so«, sagte er mit einem Schulterzucken und streckte die Hand aus, um die Heizung anzustellen. »Wo bist du untergebracht?«

Einfach so? Ich fragte mich, wie jemand *einfach so* dermaßen gut schwimmen lernte. Ich hielt meine Hände vor die Lüftung. Er hätte bei der Olympiade antreten können, wenn er dafür trainiert hätte.

»Also, wo bist du untergebracht?«, fragte er noch einmal.

»Im *Victory Inn*«, antwortete ich und bemerkte eine winzige Narbe neben seiner Nase, gleich unter dem linken Auge.

Er nickte. »Bei Paula. Und wie lange bist du in der Stadt?«

»Nicht lange«, sagte ich. »Überhaupt nicht lange.«

»Tja, du solltest dir diesen Schnitt anschauen lassen.«

»Welchen Schnitt?« Ich klappte die Sonnenblende herunter, aber da war kein Spiegel.

Er zeigte auf mein Gesicht. »Am Kinn.«

Ich fasste mir vorsichtig ans Kinn. Da war Blut an meinen Fingern.

Roy hielt und setzte den Blinker. »Ich kenne einen Arzt in North Haddam …«

Ich spürte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg, und ich wusste, meine Wangen waren wieder knallrot. »Nein, nein«, entgegnete ich schnell. »Das ist nicht nötig, wirklich.« Die Vorstellung, dass er mich noch in einen anderen Ort zu einem Arzt fuhr, war … na ja, verstörend aus irgendeinem Grund. Das wollte ich nicht.

»Ist aber kein Problem«, sagte Roy. Er lächelte, und mir fiel auf, dass er Grübchen hatte. »Ich war mit dem Typ in der Schule, und ich bin sicher, er …«

»Hör zu«, sagte ich und hob abwehrend die Hände, mein Gesicht glühte. »Ich bin dir für deine Hilfe wirklich dankbar, aber vielleicht ist es besser, wenn ich jetzt aussteige und den restlichen Weg laufe. Es ist nicht weit, und ich hab schon viel zu viel von deiner Zeit in Anspruch genommen.«

Die kleinen Fältchen an seiner Stirn wirkten plötzlich tiefer. »Du gehst auf keinen Fall zu Fuß«, sagte er. »Ich wollte nicht aufdringlich sein«, fügte er hinzu. »Ich hab bloß gedacht, du solltest das checken lassen.«

Er berührte mein Gesicht an der Seite, kippte meinen Kopf leicht nach hinten, damit er den Schnitt besser sehen konnte, und ein Beben durchlief mich.

»Schon okay«, sagte ich kerzengerade. »Ich … ähm …

reise morgen ab«, stammelte ich, »und … äh … ich geh dann in Manhattan zu meinem Arzt.«

Roy zuckte wieder mit den Schultern. »Wie du willst«, meinte er, fuhr wieder los und bog in Richtung *Victory Inn* ab.

Ich schaute aus dem Fenster und überlegte, ob ich etwas zu dem Kuss sagen sollte, ihm erklären sollte, dass es mir leidtat. Schließlich wollte ich nicht, dass er dachte, dass … ich wollte nicht, dass er irgendetwas dachte.

»Es tut mir leid, was vorhin passiert ist«, sagte ich.

Er schaute mich überrascht an. »Du musst dich nicht entschuldigen. Brandungsrückströme sind gefährlich. Da kommt man leicht in Schwierigkeiten …«

»Nein, ich meinte nicht die Strömung«, widersprach ich, als er an den Straßenrand neben dem *Inn* ranfuhr. »Ich meinte das andere …« Ich konnte es nicht aussprechen.

Er hielt, lehnte sich im Sitz zurück und ließ die Hand übers Lenkrad gleiten. »Mach dir keinen Kopf«, sagte er mit einem Schulterzucken. »Es war bloß ein Kuss.«

Falls das bewirken sollte, dass ich mich besser fühlte, ging der Schuss nach hinten los. Jetzt fühlte ich mich gekränkt, als ob es ihn kaltgelassen hätte.

»Weißt du«, platzte ich heraus, »die Leute in Maine sollten ihre Stege besser in Schuss halten.« Ich hörte die Gereiztheit in meiner Stimme, konnte sie aber nicht abstellen. »Ich hätte mich ernsthaft verletzen können, als ich durch das Ding eingebrochen bin.«

Roy schaute mich verwundert an. Schließlich sagte er: »Ich bin froh, dass du dich nicht verletzt hast – eine talentierte Schwimmerin wie du. Und ich bin froh, dass ich da

war, um dich zu retten.« Er klappte seine Sonnenblende herunter, die Spätnachmittagssonne tauchte den Vordersitz in goldenes Licht.

Ich dachte, er mache sich wieder über mich lustig, aber dann sah ich, dass sein Gesichtsausdruck ernst war.

»Nun«, sagte er jetzt mit einem Lächeln, »es gibt eine Sache, die die Leute hier in Maine können, und das ist Lesen. Und wenn du das Schild gelesen *hättest* …

Wovon redete er? Wie, die Leute in Maine konnten lesen? Welches Schild?

»Natürlich kann ich lesen«, sagte ich und fühlte mich jetzt noch mehr in der Defensive, nicht in der Lage, meinen scharfen Ton unter Kontrolle zu bringen. »Ich war vier Jahre auf dem College und drei Jahre an der juristischen Fakultät. Da habe ich jede Menge gelesen.«

»Juristische Fakultät.« Roy nickte bedächtig, als sei ihm gerade etwas klargeworden.

»Ja, juristische Fakultät«, sagte ich und starrte auf sein Profil. Er hatte leichte Bartstoppeln, die ich unter anderen Umständen wohl attraktiv gefunden hätte, damals in meinen Tagen als Single. Aber jetzt ging er mir einfach nur auf die Nerven.

Er wandte sich mir wieder zu. »Also, bist du Rechtsanwältin?«

»Ja«, sagte ich.

»Und in welcher Fachrichtung bist du … äh, tätig?«

»Gewerbliche Immobilien.«

»Aha.« Er kratzte sich am Kinn. »Dann weißt du also, was ›Unbefugtes Betreten‹ bedeutet?«

Natürlich wusste ich, was ›Unbefugtes Betreten‹ bedeu-

tete, aber es war kein Fachbereich, mit dem ich viel zu tun hatte.

»Ja«, behauptete ich und setzte mich ein bisschen aufrechter hin. »Ich weiß alles über ›Unbefugtes Betreten‹. In meiner Kanzlei bin ich quasi *die* Expertin, wenn es um ›Unbefugtes Betreten‹ geht. Ich betreue alle Fälle, bei denen es darum geht.«

Ein Toyota hielt uns gegenüber, und Roy gab dem Fahrer ein Zeichen, dass er fahren könne. »Also eine *Expertin* auf diesem Gebiet«, meinte er mit hochgezogenen Augenbrauen. »Braucht man dafür einen extra Abschluss?«

Einen extra Abschluss? Was für eine lächerliche Frage. »Nein, natürlich braucht man dazu keinen …« Ich unterbrach mich, denn das Glitzern in seinen Augen sagte mir, dass er mich diesmal definitiv aufzog.

»Okay«, meinte er. »Also bei deinem Hintergrund, bei allem, was du gelesen hast, und wo du doch eine Expertin bist, warum hast du dann das BETRETEN-VERBOTEN-Schild am Pier nicht gelesen? Oder falls du es doch gelesen hast, warum hast du ihn trotzdem betreten?«

Von welchem BETRETEN-VERBOTEN-Schild redete er da bitte, und warum nahm er mich so ins Kreuzverhör? Ich spürte ein Rinnsal meinen Rücken hinunterlaufen, als ich mich vage daran erinnerte, am Strand neben dem Pier ein Schild gesehen zu haben. Hatte etwa BETRETEN VERBOTEN darauf gestanden? War das wirklich darauf zu lesen gewesen? *Nein, das kann nicht sein,* dachte ich. Sonst hätte ich hier ein Riesenproblem. Dann hätte er nämlich jedes Recht dazu, mich für eine totale Idiotin zu halten.

»Ich habe nirgends ein BETRETEN-VERBOTEN-Schild gesehen«, sagte ich zu ihm. »Da war keins. Es wäre mir aufgefallen.«

Roy zupfte ein Stück Seetang von seinem Hosenbein und schnippte es aus dem Fenster. »Tja, vielleicht ist es dir nicht aufgefallen«, entgegnete er, »aber da ist ein Schild. Dort wird ein neues Haus gebaut. Genau genommen arbeite ich daran. Und die Bootsanlegestelle und das Haus stehen auf demselben Grundstück. Das Schild wurde aufgestellt, damit die Leute dem Grundstück fernbleiben.« Er blickte mich an. »Besonders dem Pier.«

Ich schaute wieder hinunter auf meine sandigen Füße und die Wasserpfütze, die sie umgab, während ich versuchte, die Bruchstücke zusammenzusetzen. Ich versuchte noch einmal, mir Pier und Strand vorzustellen. Ja, jetzt erinnerte ich mich an das Schild. Weiß mit schwarzer Beschriftung. Was stand darauf? Oh Gott, ich glaube, da stand wirklich BETRETEN VERBOTEN. Mir wurde mulmig. Offenbar hatte ich es überhaupt nicht beachtet. Wie hatte ich bloß direkt an dem Schild vorbei auf den Steg spazieren können? Das Ganze war mir jetzt furchtbar peinlich. Als gute Schwimmerin hätte ich nicht in den Brandungsrückstrom geraten dürfen, und als Anwältin hätte ich den Pier nicht unbefugt betreten sollen. Mit einem lauten Klicken löste ich meinen Gurt. Ich würde nichts dazu sagen. Ich könnte niemals zugeben, was ich vermasselt hatte.

»Weißt du was?«, sagte ich, in dem Bewusstsein, dass meine Stimme zitterte und dass sie sich gegenwärtig eine Oktave höher anhörte. »Du kannst dem Besitzer sagen,

dass er sein Grundstück in einem besseren Zustand halten soll.« Meine Kehle war wie zugeschnürt, als ich mich daran erinnerte, wie ich auf dem Pier eingebrochen war. »Sie können von Glück sprechen, dass ich nicht verletzt wurde.« Ich hielt inne. »Oder gestorben bin.« Ich fuchtelte mit dem Zeigefinger vor Roys Gesicht herum. »Dafür könnte man jemanden verklagen. Das Ding müsste eigentlich abgerissen werden.«

So, jetzt weiß er Bescheid, dachte ich, gerade als sich ein Sandklumpen aus meinen Haaren löste und auf meinen Schoß plumpste.

Roys Gesichtsausdruck änderte sich kaum, aber irgendetwas in seinem Blick und dem Zug um seinen Mund sagte mir, dass er mich ziemlich lustig fand. Ich wischte den Sand von meinen Shorts auf den Boden.

Er schaute erst auf den Boden, dann wieder zu mir. »Der Pier *wird* auch abgerissen. Deshalb ist das Gatter da.«

»Tja, aber das Gatter war nicht *abgeschlossen*«, erwiderte ich. Langsam fing der Schnitt an meinem Kinn wirklich zu brennen an.

»Hätte es aber sein sollen.«

»Tja, war es aber nicht. Oder wie wäre ich sonst da rausgekommen?«

Er sah so aus, als wolle er etwas sagen, aber ich redete schnell weiter. „Vielleicht solltest du dem Besitzer sagen, dass er das BETRETEN-VERBOTEN-Schild direkt auf dem Pier anbringt und nicht irgendwo mitten im Sand.« *Gutes Argument*, dachte ich. *Sie sollten es da aufstellen, wo es auch wirklich Sinn macht.*

Er drehte sich zu mir um, und diesmal bestand kein

Zweifel. Er grinste – ein ironisches Grinsen, das mir das Gefühl gab, ich sei die Maus und er die Katze. »Ach«, meinte er. »Also hast du das Schild doch gesehen?«

Meine Güte. Jetzt war ich in meine eigene Falle getappt. Der Kerl war wirklich unausstehlich, abscheulich, unerträglich. Ich spürte die Hitze hinter meinen Augen und wusste, ich würde gleich in Tränen ausbrechen. Aber das würde er nicht zu sehen bekommen. Ich öffnete die Beifahrertür, sprang aus dem Auto und ließ den triefenden Sitz zurück. »Danke fürs Mitnehmen«, sagte ich noch und versuchte, tough zu klingen, damit ich nicht zu heulen anfing. Ich knallte die Tür zu und ging auf den Eingang des Gasthauses zu. Da hörte ich Roy mir nachrufen.

»Ellen. Hey, Ellen!« Er hatte sich aus dem Beifahrerfenster gelehnt. Seine Stimme klang eindringlich, und sein Blick war ernst. Keine Spur mehr von dem Glitzern, als er mich aufgezogen hatte.

Also gut, dachte ich mir. *Soll er loswerden, was er zu sagen hat.* Ich ging zurück zum Wagen.

»Ich dachte mir bloß, das könnte dich interessieren«, meinte er. »Bei *Schiffsbedarf Bennett* ist gerade Ausverkauf.« Jetzt kehrte sein Lächeln zurück, und seine Augen leuchteten auf. »Auf Schwimmwesten gibt es dreißig Prozent.«

2

Der Brief

Nass, erschöpft und bis auf die Knochen blamiert, stapfte ich die Treppe zum *Victory Inn* hoch. Dann machte ich die Tür auf und spähte in die Lobby. Paula Victory, die Besitzerin, saß an ihrem Tisch hinter dem hohen Rezeptionsschalter aus Holz, mit dem Rücken zu mir. Sie summte vor sich hin. Alles, was ich wollte, war, rauf in mein Zimmer zu flitzen, mich unter die dampfend heiße Dusche zu stellen und den Pier, das Meer und Roy zu vergessen. Was ich nicht wollte, war, dass Paula mich so sah.

Denn die Frau konnte ziemlich neugierig sein, an der Grenze zu unverschämt. Heute Morgen, als ich eingecheckt hatte, hatte ich sie dabei erwischt, wie sie meinen Verlobungsring anstarrte. Und dann hatte sie auch noch die Nerven besessen, mich zu fragen, ob er echt sei. Jetzt würde sie wahrscheinlich wissen wollen, warum ich ihn nicht trug. *Weil meine Finger eine Stunde nach meiner Ankunft in Ihrer Stadt angeschwollen sind wie Hot Dogs!* Ihren Gesichtsausdruck hätte ich liebend gerne gesehen. Gott sei Dank gab es den Zimmersafe, dachte ich, als ich die nackte Stelle an meinem Finger rieb und mir meinen *Van Cleef & Arpels*-Ring heil und wohlbehalten darin vorstellte.

Ich atmete tief durch und duckte mich. Dann schlich ich mich, noch immer tropfend, am Rezeptionsschalter vorbei und schaffte es durch die Lobby auf die andere Seite. *Gott sei Dank*, dachte ich und zupfte etwas Seetang von meinem Bein. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, dass Paula wissen wollte, warum ich pitschnass war, und wessen Wagentür sie gerade draußen zuknallen gehört hatte, und was diese New Yorker Besucherin überhaupt hier in Beacon wollte.

Als ich aus dem Eingangsbereich in den Flur trat, hörte ich ihre Stimme hinter mir. »Haben Sie Ihren Badeanzug vergessen, Miss Branford?«

Ich blieb nicht stehen und antwortete nicht. Ich nahm einfach zwei Stufen auf einmal in den dritten Stock hinauf und wünschte mir, ich wäre schon auf dem Weg nach Hause. Ich wollte zurück nach New York und bei Hayden sein, mich mit ihm aufs Sofa kuscheln und *Sleepless in Seattle* schauen. Ich wollte mit meinen Fingern durch seinen dichten Haarschopf fahren und die Konturen seines frisch rasierten Gesichts nachzeichnen. Wir würden eine Flasche *Pétrus* öffnen und uns etwas zu essen liefern lassen von *Saint Tropez*, dem kleinen Bistro an der East 60th Street. Aber stattdessen fror ich und war *hier*.

Hayden hatte recht gehabt. Ich hätte gar nicht herkommen sollen. Ich hätte Omas Brief einfach zur Post bringen sollen, anstatt den ganzen Weg hier hochzufahren und ihn selbst zu überbringen. Oder ich hätte noch ein Weilchen warten sollen, bis ich wieder klarer im Kopf war, bevor ich die Fahrt antrat. Seit dem Tod meiner Großmutter war erst eine Woche vergangen. Wir hatten uns so nahegestanden, und ich stand noch immer unter Schock. Vielleicht war das

auch der Grund dafür, dass ich das BETRETEN-VERBOTEN-Schild nicht beachtet hatte.

Aus der Tasche meiner Shorts zog ich das durchnässte geflochtene Band, an dem der Zimmerschlüssel hing. Ich schloss die Tür auf und hängte die Lederjacke über den Stuhl in der Ecke. Dann schälte ich mich aus meinen nassen Sachen und wickelte mich in ein Handtuch. Ich schaute auf meine Uhr – Viertel nach sechs. Ich nahm mein Handy vom Nachttisch, setzte mich auf den Badewannenrand und rief Hayden an. Es klingelte zweimal, dann hörte ich ein Klicken.

»Ellen?«

Ich seufzte erleichtert. »Hayden.«

»Ich hab schon versucht, dich anzurufen«, sagte er. »Alles okay?«

Ich kniff die Augen so fest ich konnte zusammen, damit ich nicht zu weinen anfing. Ich wollte, dass er mich festhielt. Ich wollte seine Arme um mich spüren. »Alles gut«, sagte ich, aber ich konnte das Zittern in meiner Stimme hören.

»Wo warst du denn heute Nachmittag? Ich hab ein paarmal versucht, dich anzurufen.«

Ich musste an den durchgebrochenen Steg denken und an die Nikon, die von der Strömung über den Sand am Meeresgrund gezerrt wurde. Ich dachte an Roy und seinen Rettungsgriff. An den Kuss konnte ich nicht denken. »Ich war spazieren«, sagte ich mit einem Stich im Herzen.

»Oh, das ist gut. Das hat dir bestimmt gutgetan, nach der langen Fahrt. Also, wie läuft deine erste Reise nach Maine? Wie ist Beacon so?«

Wie ist Beacon so? *Ich glaube nicht, dass du das wirklich wissen willst*, dachte ich. *Du und Mom, ihr hattet recht*. Es war keine gute Idee herzukommen. Wenn man bedachte, was schon passiert war. Vielleicht war Beacon einfach ein Unglücksort. Vielleicht war Gran deshalb von hier fortgezogen, sobald sie alt genug war.

»Beacon?«, fragte ich. »Ich schätze, es ist wie die meisten Kleinstädte.« Ich holte tief Luft. »Hayden, ich habe nachgedacht … du hattest wahrscheinlich recht mit der ganzen Sache hier. Ich meine, was hätte es schon ausgemacht, den Brief einfach mit der Post zu schicken. Ich dachte, ich könnte noch heute Abend wieder zurück nach New York fahren. Wenn ich losfahre so gegen …«

»Was?« Er klang entsetzt. »Ellen, du bist gerade erst angekommen. Warum solltest du das tun?«

»Aber als ich heute Morgen los bin, hast du gesagt …«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, Schatz, aber ich wollte bloß … na ja … *praktisch* denken. Und ich hab mir Sorgen gemacht, weil du allein da hochfährst. Ich dachte mir, du könntest dich vielleicht einsam fühlen. Es ist viel zu spät, jetzt noch zurückzufahren.«

Viel zu spät. Ich hätte heulen können. Ich starrte auf den runden Häkelteppich auf dem Badezimmerboden – hellblaue, rote und goldene Fäden zu dem Bild eines Kompasses verknüpft. »Ich wünschte, du wärst jetzt hier.«

»Du weißt, ich wäre auch mitgekommen«, sagte er, »wenn ich morgen nicht das Peterson Meeting hätte.«

Ich wusste genau über das Peterson Meeting Bescheid. Hayden und ich waren nicht nur verlobt, sondern auch Partner in derselben Anwaltskanzlei, auch wenn er in der

Prozessabteilung tätig war. »Hör zu«, fuhr er fort. »Du hast selbst gesagt, dass dich deine Großmutter nicht darum gebeten hätte, wenn es ihr nicht wirklich wichtig gewesen wäre.«

Ich blickte hoch zu dem gerahmten Druck über dem Handtuchhalter – ein Segelschiff, das in der Dämmerung in einen Hafen mit Leuchtturm einläuft. »Ich weiß, aber vielleicht hatte meine Mutter recht, als sie meinte, dass Gran am Ende wahrscheinlich gar nicht mehr wusste, was sie redete. Vielleicht war sie schon im Delirium. Vielleicht dachte sie, Chet Cummings wohnt nur die Straße runter. Wer weiß?«

»So ist sie eben, deine Mutter, Ellen. Ich weiß doch, wie sehr du deine Großmutter geliebt hast, und ich weiß auch, dass es dir wichtig ist, diesen Brief zu überbringen. Und ich bin stolz auf dich, dass du es tust.«

In das Handtuch gewickelt auf der Badewanne sitzend, dachte ich an meine Großmutter an ihrem letzten Tag. Es war erst eine Woche her, dass wir zusammen in ihrem Wohnzimmer in Pine Point saßen, der Stadt in Connecticut, in der sie seit Jahren gelebt hatte und in der meine Mutter noch immer wohnte. Ich konnte Gran vor mir sehen, wie sie da anmutig auf dem blassblauen Sofa gesessen hatte, das silberne Haar wie immer im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Sie kritzelte mit einem Füllfederhalter die Antworten in das Kreuzworträtsel des *Wall Street Journal*.

»Ellen, ein Wort mit fünf Buchstaben für ›hinreichend‹?«, fragte sie mich.

Ich dachte einen Moment nach, lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und biss in einen Apfel. Durch das

Erkerfenster konnte ich die Schieferterrasse hinter dem Haus sehen, umgeben von dem Rosengarten und dem Grünstreifen, der sich den Hügel hinunter erstreckte bis zu dem Eisentor am Ende der Auffahrt. Rasenmäher surrten in der Ferne wie träge Bienen.

»Passabel?«, schlug ich vor. »Nein, das ist zu lang.«

Ein leichter Windhauch kam durchs geöffnete Fenster und brachte den Geruch von frisch geschnittenem Gras und Rosenblättern mit sich.

Meine Großmutter murmelte etwas und drehte dann die Zeitung um, damit ich sie sehen konnte. Auf der Seite neben dem Rätsel war eine Bohnenstange von einem Model zu sehen, das ein schwarzes, kastig wirkendes Kleid aus einem glänzenden, knittrigen Stoff anhatte.

»Sieht aus wie eine Mülltüte«, bemerkte Oma. »Was ist nur mit den Kleidern passiert, wie sie Jackie Kennedy getragen hat? Also, die war noch eine echte Ikone.«

»Jacky *Onassis*«, korrigierte ich sie.

Sie winkte ab. »Sie wird immer Jackie Kennedy sein. Niemand hat diesen Kerl als ihren Ehemann akzeptiert.«

»Tja, ich denke, sie selbst schon, Oma.«

»Papperlapapp«, sagte meine Großmutter. »Was konnte sie schon an ihm finden? Natürlich war er reich, aber attraktiv war er nicht gerade. Nicht so wie *sie*.«

Ich stand von meinem Stuhl auf und setzte mich neben meine Großmutter aufs Sofa. »Na ja, vielleicht war er ja auf seine Weise attraktiv«, sagte ich. »Vielleicht hat sie sich bei ihm sicher gefühlt. Wie eine Art Vaterfigur. Immerhin war das mit dem Attentat sicher eine schreckliche Erfahrung für sie.«

»Das ist kein Grund zu heiraten«, erwiderte sie kopfschüttelnd und schaute mich mit ihren grünen Augen eindringlich an.

Meine Großmutter fing wieder an, etwas in das Kreuzworträtsel zu kritzeln. »Ah«, murmelte sie. »Das Wort lautet ›genug‹«, und sie fing an, es zu buchstabieren, aber als sie beim Buchstaben U angekommen war, hielt sie inne. Ihr Körper verkrampfte sich und ihr Kopf sackte zurück an die Sofalehne. Ihre Augen waren geschlossen, und in den Winkeln zeichneten sich tiefe Falten ab, als würde sie sie zusammenkneifen. Ihr Mund wirkte starr. Ich wusste, sie hatte Schmerzen.

»Oma?« Ich nahm ihre Hand. »Alles okay? Was ist los?« Mein Herz klopfte.

Ihr Körper verkrampfte sich erneut. Dann ließ sie den Kopf auf die Brust sinken.

»Oma!«, schrie ich erschrocken. Ich drückte ihre Hand fester. Das Zimmer schien zu kippen, alles bewegte sich von mir weg. »Oma, *bitte*«, flehte ich. »Sag mir, dass es dir gutgeht.« Mir war schlecht.

Dann sagte sie meinen Namen, mit schwacher, gehauchter Stimme.

»Ich bin da«, sagte ich. »Ich bin da, Oma.« Ihre Haut war kalt. Ich konnte die zerbrechlichen Knochen unter der Oberfläche spüren. »Ich ruf den Krankenwagen.«

»Ellen«, flüsterte sie wieder. Ihr Gesicht war weiß, ihre Augen noch immer geschlossen.

»Nicht reden«, meinte ich. »Es wird alles gut.« Ich weiß nicht, wen ich damit mehr überzeugen wollte – Großmutter oder mich selbst.

Ich nahm das Telefon und wählte die Notrufnummer. Ich musste fest drücken, weil sich meine Finger wie Wackelpudding anfühlten. Ich musste den Straßennamen zweimal buchstabieren, obwohl er ganz leicht ist. Hill Pond Lane. Wahrscheinlich hatte ich viel zu schnell gesprochen. Danach rannte ich in die Küche und schrie Lucy, die Haushälterin meiner Großmutter, an, sie solle meine Mutter aus dem *Doverside* Jachtclub rufen und dann den Krankenwagen an der Auffahrt hereinwinken, wenn sie ihn sah.

Ich rannte zurück zu meiner Großmutter. Ihre Augen waren halb geöffnet, aber unbeweglich. Sie starrte mich an. Dann packte sie mich mit einer Kraft, die mich überraschte, und zog mich näher zu sich heran. Mein Ohr war ganz nah an ihrer Wange, und ich konnte ihr Lavendelparfüm riechen. »Bitte«, sagte sie, das Wort kaum mehr als ein Lufthauch. »Da ist ein Brief … den ich geschrieben habe. Im Schlafzimmer.« Ihr Griff wurde noch fester. »Du … musst ihn zu ihm bringen … Ellen.«

»Oma, ich …«

»Bring ihm den Brief. Bitte … versprich es mir.«

»Natürlich«, sagte ich. »Ich verspreche es. Ich mache alles, was …«

Ihre Finger lösten sich von meinem Arm, und ein leichter Atemhauch drang aus ihrem Mund. Dann lag sie reglos da.

Noch am selben Abend suchte ich nach dem Brief und fing mit dem Tischchen neben dem Bett meiner Großmutter an. In der Schublade fand ich drei Stifte und einen Schreibblock mit blanko Blättern, zwei Brillen, eine Pa-

ckung Minzbonbons und eine Ausgabe von Gabriel García Márquez' *Hundert Jahre Einsamkeit*.

Ich durchsuchte ihren Schreibtisch – einen antiken Kirschholzsekretär aus Paris. Dort lag die jüngste Ausgabe der lokalen Wochenzeitung *Pine Point Review*. Als ich die mittlere Schublade öffnete, fand ich ein Adressbuch. Ich blätterte darin herum und fühlte mich beim Anblick ihrer geschwungenen Handschrift abwechselnd getröstet und traurig. Aber da war kein Brief.

In ihrem begehbaren Schrank kam mir der Geruch von Lavendel entgegen. Dort hingen Chanel-Kostüme neben Kaufhauskleidern von der Stange. In den Regalen lagen Pullis in allen Farben von Pfirsich bis Preiselbeere. Ich strich mit der Hand über einen rosa Pullover. Der Kaschmirstoff fühlte sich an wie eine Wattewolke.

Auf einer eingebauten Frisierkommode stand eine Auswahl an Fotografien in Silberrahmen. Eine zeigte meine Großeltern am Tag, als mein Großvater seinen Abschluss an der medizinischen Fakultät der Universität Chicago gemacht hatte. Er hatte den Arm um Gran gelegt. Sie standen vor einem steinernen Gebäude mit einem imposanten gotischen Spitzbogen. Das Kinn leicht nach oben gestreckt, blickte sie in die Kamera, und eine Perlenkette umspielte ihren langen Schwanenhals. Mein Großvater sah sie an, mit einem breiten Lächeln über dem ganzen Gesicht.

Ein ovaler Rahmen enthielt ein Foto von meiner Großmutter und mir im Alamo Square, einem Park gegenüber vom Haus meiner Großmutter in San Francisco. Ich war damals zehn, also musste Gran fünfundfünfzig gewesen sein. Als ich das Foto betrachtete, traf mich die Erkenntnis,

wie ähnlich wir uns sahen. Wir hatten dieselben grünen Augen und langes kastanienbraunes Haar, auch wenn Gran ihres immer hochgesteckt getragen hatte. Ich konnte mich an den Tag erinnern, als das Bild gemacht wurde. Ich hatte einen Fotoapparat um die Schulter gehängt, und ein paar Touristen, die dachten, wir seien ebenfalls zu Besuch in der Stadt, hatten uns angeboten, uns zusammen zu fotografieren. Wir standen vor einem riesigen Beet voller roter Blumen und lächelten beide in die Kamera. Im Hintergrund konnte man das gelbe Haus meiner Großmutter sehen.

Ich stellte das Foto zurück und fing an, ihre Kommodenschubladen zu öffnen, wobei ich mir selbst immer wieder sagte, dass ich nur das tat, worum sie mich gebeten hatte. Ich stöberte eine Schublade durch, in der sie alles Mögliche gesammelt hatte: Kleidungskassenzettel und Gebrauchsanweisungen für längst nicht mehr existente Geräte, mit Klammern gebündelte Geldscheine aus Fremdwährung, die von Reisen ins Ausland übriggeblieben waren, Geburtstags- und Weihnachtskarten, die sie über viele Jahre bekommen hatte, und eine Kopie der Bekanntmachung, als ich bei *Winston Reid* Partner geworden bin.

Ich kehrte zurück ins Schlafzimmer und setzte mich auf die Bettkante. Was auch immer sie geschrieben hatte, es war nicht hier. Vielleicht hatte sie ja gar nichts geschrieben, dachte ich mir. Vielleicht war sie am Ende nur im Delirium gewesen.

Die Bücherregale meiner Großmutter waren beladen mit Romanen und Biografien und Familienfotos, und ich sah quer durchs Zimmer zu ihnen hinüber, während ich überlegte, was ich als Nächstes tun sollte. Ich betrachtete

die Gemälde an der Wand. Seestücke und Landschaften. Sie hatte sogar einige der Fotos rahmen lassen, die ich als junges Mädchen gemacht hatte – Treibholz am Strand und ein altes Paar Turnschuhe.

Ich zog noch einmal die Schublade des Nachttischs auf, und mein Blick fiel auf *Hundert Jahre Einsamkeit*. Als ich es herausnahm, flatterte ein Blatt blassblaues Papier zwischen den Seiten heraus. Omas Initialen waren am Kopf des Briefbogens eingeprägt: RGR – Ruth Goddard Ray. Ich erkannte die hohen, aufrechten Buchstaben ihrer Handschrift, als ich nachsah, an wen der Brief adressiert war: Chet Cummings. Unter dem Namen stand auch die Adresse: 55, Dorset Lane, Beacon, Maine. Es sah aus wie ein Entwurf; der Bogen war voller Streichungen und Änderungen, aber ich wusste, dass ich den Brief gefunden hatte.

Ich atmete tief durch und fing an zu lesen.

Lieber Chet,

ich habe schon so oft daran gedacht, Dir zu schreiben, aber jedes Mal habe ich gezögert. Ich schätze, ich malte mir aus, dass Du mir den Brief ungeöffnet zurückschicken könntest und ich ihn dann in meiner Post fände – »Zurück an Absender« mit Deiner Handschrift darauf vermerkt – und mich die abgestempelte Briefmarke anstarren würde. Oder vielleicht würdest Du ihn auch einfach ignorieren und ihn gleich in den Mülleimer werfen, zu den Orangenschalen, dem Kaffeesatz und der Zeitung von gestern, und ich würde nie erfahren, was geschehen ist. Ausgleichende Gerechtigkeit so oder so. Trotzdem wollte ich mich dieser Enttäuschung nicht aussetzen.

Vielleicht war es mein achtzigster Geburtstag, der in mir den Drang geweckt hat, Dir nach zweiundsechzig Jahren endlich zu schreiben, und mir den Mut gab, auch mit den Folgen, wie auch immer sie sein mögen, umzugehen. Nachdem ich nun acht Jahrzehnte überlebt habe, fühle ich, dass es an der Zeit ist, Angelegenheiten zu klären, die ich viel zu lange vernachlässigt habe, und was noch wichtiger ist, Wiedergutmachung zu leisten.

In Wahrheit hätte ich diesen Brief gar nicht früher schreiben können, weil ich erst seit Kurzem weiß, wo Du bist. Das Letzte, was ich gehört hatte, war, dass Du in South Carolina bist. Das war vor ungefähr fünfzehn Jahren. Aber dann, eines Tages letzten März, erfuhr ich, dass Du wieder nach Beacon gezogen bist. Ich suchte am Computer die Adresse eines Rosenzüchters in New Hampshire. Ohne darüber nachzudenken, tippte ich Deinen Namen ins Suchfeld ein und fügte »Beacon, Maine« hinzu. Und plötzlich warst Du da! An der Dorset Lane. Du kannst dir nicht vorstellen, wie überrascht ich war. Mit einem kleinen Tastenklick hatte ich Dich gefunden. Ich glaube, ich hielt vor diesem Computer ganze dreißig Sekunden lang den Atem an, als ich Deinen Namen erblickte. Danach brauchte ich noch weitere drei Monate, bis ich mich wirklich dazu durchringen konnte, Dir zu schreiben. Aber nun sitze ich hier, habe Stift und Papier vor mir, und was ich Dir sagen will, ist, dass es mir sehr leidtut, was zwischen uns passiert ist, und ich schreibe Dir auch, um Dich zu bitten, mir zu verzeihen. Ich habe Dich geliebt, Chet. Ich liebte Dich so sehr, und ich liebte auch, was wir zusammen hatten – unsere Zukunftsträume, Träume von einem gemeinsamen Leben in Beacon. Als Du nach Chicago kamst und ich Dir

sagte, dass ich Dich nicht mehr liebe, habe ich gelogen. Ich denke, ich wollte mich selbst davon überzeugen, weil ich glaubte, dass es so einfacher sei – mit einem klaren Bruch. Zumindest war es das, was ich damals glaubte. Und alles, was ich von da an tat, tat ich mit diesem Gedanken – ein klarer Bruch.
Ich weiß, was Dich mein Gehen letztendlich gekostet hat, und das werde ich mir selbst nie verzeihen können. Wenn ich Dich nicht verlassen hätte, wie ich es getan habe, dann hättest Du Beacon nicht den Rücken gekehrt und somit auch nicht das verloren, was Dir so viel bedeutet hat. Dafür habe ich mich seither verantwortlich gefühlt, und es tut mir leid. Ich hoffe, Du kannst mir verzeihen.
Ich habe viele wundervolle Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit. Es würde mich glücklich machen, wenn ich wüsste, dass wenigstens ein paar Deiner Erinnerungen an mich auch gute sind. Ich frage mich, ob Du auch manchmal daran denkst, wie wir unter der Eiche saßen, und die Zikaden zirpten und nachts die Grillen. Oder wie im Winter die Blaubeersträucher von Eis überzogen waren, was ihnen immer dieses unwirkliche Aussehen gab. Oder wie wir in dem Büdchen am Straßenrand immer für Deine Mutter Kuchen verkauften. Immer wenn ich Blaubeeren sehe, muss ich noch immer an Dich denken.

In liebevoller Erinnerung,
Ruth

Ich stand im Schlafzimmer meiner Großmutter, mit dem Brief in der Hand, und stellte mir vor, wie sie einem Mann

schrieb, mit dem sie seit über sechzig Jahren nicht mehr gesprochen hatte. Was war das für eine Liebe, die sie verbunden hatte? Sie muss damals achtzehn gewesen sein, ein ganz junges Mädchen. Nach all den Jahren schrieb sie ihm, um ihn dafür um Verzeihung zu bitten, ihn verlassen zu haben. Ich saß auf dem Bett meiner Großmutter, hielt das blaue Blatt Papier in der Hand und dachte über Chet Cummings nach und darüber, wie er wohl reagieren würde, wenn ich ihm den Brief überreichte. War er wirklich ihre wahre Liebe gewesen? Hatten sie eine geheime Romanze gehabt, über die sie nie zu sprechen gewagt hatte?

In mein nasses Handtuch im Badezimmer des *Victory Inn* gewickelt und noch immer das Handy am Ohr, fragte ich mich, wie das Leben meiner Großmutter wohl verlaufen wäre, wenn sie Chet Cummings geheiratet hätte. Dann hätte sie nie das große Haus im Tudorstil gehabt, mit seinen sechs Schlafzimmern und dem Rosengarten, mit dem Springbrunnen und den Rasenanlagen, die im Sommer so grün waren und so himmlisch dufteten, wenn sie gemäht wurden. Sie hätte meine Mutter in Beacon zur Welt gebracht, und meine Mutter wäre vielleicht auch dageblieben und hätte geheiratet und mich dort zur Welt gebracht. Und ich wäre als Mädchen vom Lande aufgewachsen, das in einer Kleinstadt lebt, isoliert und weit weg von allem, was ich so liebe. Ich konnte mir das Leben ohne meine Lieblingsmuseen, die Jazzclubs und Cafés an jeder Ecke, den Broadway und die Brooklyn Bridge gar nicht vorstellen. Ohne all das erschien mir das Leben so trostlos.

»Bist du noch dran?«, fragte Hayden.

Ich wechselte das Telefon ans andere Ohr. »Ja, tut mir leid. Ich hab nur an Gran denken müssen. Ich hab mich gefragt, wie es wohl gewesen wäre, wenn sie in Beacon geblieben wäre.«

»Tja, glücklicherweise ist sie das ja nicht«, sagte Hayden. »Sonst hätte ich dich vielleicht nie kennengelernt.«

Ein Wassertropfen fiel aus meinen Haaren und landete auf meiner Lippe. Ich konnte das Salz schmecken. »Ja«, sagte ich. »Glück.«

Ich schaute hinunter auf den Kompass-Teppich. Vielleicht musste ich mehr über diesen Teil des Lebens meiner Großmutter herausfinden. Es war so, als würde ich ihr dabei helfen, die letzten fehlenden Buchstaben ins Kreuzworträtsel einzusetzen.

»Ich schätze du hast recht, Hayden«, seufzte ich. »Ich sollte bleiben und den Brief überbringen. Sie hat mich darum gebeten, und ich hab es ihr versprochen.« Ich zog die Knie an meine Brust, schlang die Arme um sie und klemmte das Handy mit der Schulter ans Ohr. »Aber du fehlst mir.«

»Du fehlst mir auch.«

»Ich bin morgen Abend zurück«, sagte ich. »Spätestens am Donnerstag.«

»Perfekt, weil das Abendessen am Freitagabend ist, und es gibt nur einen Menschen, den ich da unbedingt an meiner Seite haben will.«

Das Abendessen konnte ich auf keinen Fall verpassen. Hayden wurde dabei von der Organisation *New York Man of Note* für all sein ehrenamtliches Engagement der letzten Jahre geehrt, vom Vorsitz im Bündnis für Alphabetisierung bis zur Fundraising-Kampagne für das Guggenheim.

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Mary Simses

Der Sommer der Blaubeeren
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38217-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2014

Ein Geheimnis aus der Vergangenheit. Ein Weg in die Zukunft…

Kurz vor ihrer Hochzeit fährt die New Yorker Anwältin Ellen Branford in den abgelegenen Küstenort Beacon, um den letzten Wunsch ihrer Großmutter zu erfüllen. Sie soll einen Brief überbringen und hofft, die Angelegenheit schnell erledigen zu können. Doch schon bald ahnt sie, dass sich dahinter viel mehr verbirgt. Denn inmitten von Blaubeerfeldern wartet eine alte Geschichte von Liebe und verlorenen Träumen auf Ellen – die ihr zeigen wird, dass man manchmal all seine Pläne über den Haufen werfen muss, um das wahre Glück zu finden …

Der Titel im Katalog